Reportage

Eine Stadt sucht Frieden

Ohne Rücksicht auf Menschen und Umwelt wurde 97 Jahre lang in La Oroya, Peru, eine Metallschmelze betrieben – Von Christina Weise (Text) und Martin Steffen (Fotos)

Die kleine peruanische Stadt Oroya war einer der schmutzigsten Orte der Welt. Seit sieben Jahren ist der gefährlichste Teil der Metallschmelze in La Oroya stillgelegt, Natur und Gesundheit erholen sich langsam. Aber es fehlt an Arbeitsplätzen. Eine Stadt im Wandel.

Eine bergige Idylle. Kleine Dörfer, Gemüse auf den Feldern, weidende Schafe. So sieht die Andenregion östlich von Lima aus. Doch kurz vor der Minenstadt La Oroya hört die Vegetation und mit ihr das Grün auf. Weiß, Schwarz und Grau dominieren, zerklüftete Berge, eine tote Landschaft. Mitten im Ort dann, an der Flussbiegung des Río Mantaro, liegt das alte Hüttenwerk mit dem schmalen, langen Schornstein, aus dem schwacher Rauch kommt. Das war einmal anders. Bis vor sieben Jahren brodelte und dampfte es hier, wie ein Kessel kurz vorm Überkochen. 97 Jahre lang wurden in dem Werk Kupfer, Zink und Blei aus erzhaltigem Gestein gelöst. Jede Woche kamen hunderte Güterwaggons aus anderen Regionen Perus und angrenzenden Ländern, beladen mit den unterschiedlichsten Mineralien. Diese wurden in La Oroya verarbeitet – ohne Rücksicht auf Menschen und Umwelt. 2006 wurde die Stadt von der Umweltschutzorganisation Blacksmith Institute in die Liste der zehn am stärksten verschmutzten Orte weltweit aufgenommen.
In direkter Nachbarschaft der Metallschmelze, auf der gegenüberliegenden Straßenseite, zieht sich die Altstadt von La Oroya den Berg hoch. Hier stehen in die Jahre gekommene ärmliche Backsteinhäuser, die meisten unverputzt und überzogen mit einer hellgrauen Schicht. Nach Angaben des betreibenden Unternehmens, einer Tochter des US-amerikanischen Bergbauunternehmens Doe Run, wurden 2007 täglich 537 Tonnen Schwefeldioxid vom Werk abgeleitet, dazu große Mengen an schwermetallhaltigem Feinstaub. Ungefiltert. Sie setzten sich an Hauswänden fest und verätzten Berghänge, verursachten Kopfschmerzen und Übelkeit. Tito Callupe Becerra ist das Leiden gewohnt, er kennt es von klein auf. „Morgens konnte man die Teilchen richtig in der Luft sehen. Noch besser auf der weißen Wäsche, die vorm Haus hing.“ Vor 48 Jahren wurde Tito hier geboren, direkt in den Smog hinein. Viele Jahre hat er in dem Werk gearbeitet, wie rund jeder zehnte Einwohner von La Oroya. Genau wie die anderen war er abhängig von dem, was ihm schadete.

Abbildung Seite 36:
2012 wurde der gefährlichste Teil der Bleihütte in La Oroya vom US-amerikanischen Betreiber stillgelegt. Bis dahin wurden hier etwa 600.000 Tonnen Gestein jährlich verarbeitet und daraus Kupfer, Blei, Zink und Silber gewonnen.

Hoher Bleianteil im Blut des Babys

Vor 13 Jahren kam Titos drittes Kind zur Welt. Kurz nach der Geburt wurde bei der Neugeborenen ein hoher Bleianteil im Blut festgestellt. 45 Mikrogramm. Das ist 45 Mal mehr als der von der Weltgesundheitsorganisation WHO festgelegte Grenzwert. Doch direkt erfuhr Tito nicht, was mit seiner Tochter los war. Die Ärzte hielten die Familie hin, gaben vor, das Labor würde nicht schnell genug arbeiten. Monatelang gab es kein Ergebnis. Dem sieben Monate alten Baby ging es immer schlechter. „Sie wäre fast gestorben“, sagt Tito leise und senkt den Blick. Nach langem Kampf und ständigem Beharren auf das Recht zur Information wurde ihnen schließlich die Nachricht übermittelt. „Ich war geschockt. Ich wusste, dass wir alle von der Verschmutzung betroffen sind, auch ich, aber ich hatte nie etwas gemerkt. Betroffen ja, aber nicht in dem Maße.“ Alle

seine Kinder hatten hohe Werte, die Jüngste schwebte in Lebensgefahr.
Nach einer Studie der University von Missouri-St Louis hatten 2005 97 Prozent der Kinder unter sechs Jahren in La Oroya einen stark erhöhten Bleigehalt im Blut. Langfristig führt das zu Nierenversagen, Leberschäden, Konzentrationsschwäche, Kleinwüchsigkeit, geistiger Behinderung, Atemwegserkrankungen und Krebs. Bis heute leiden viele Kinder in La Oroya unter Blutarmut, einem zu geringen Anteil an Blutzellen im Körper, denn eine zu hohe Bleikonzentration im Körper kann zu Blutzerfall (Hämolyse) führen. Die Kinder sind auch deswegen besonders anfällig für die Schadstoffe, da sie gleichzeitig an einer für die ländlichen Gebiete der Anden typischen Mangelernährung leiden. Daher rief die Erzdiözese von Huancayo um den heutigen Kardinal Barreto 2006 das Projekt El Mantaro Revive (Wiederbelebung des Mantaro) ins Leben, um umfassend Gesundheit und Umwelt zu kontrollieren und zu schützen, um aufzuklären und zu informieren. Der Staat war kaum präsent, nahm weder Wasser- noch Erdproben oder andere Kontrollen. Das umfassende Projekt der Kirche wurde von dem Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat unterstützt. Im Zuge des Projekts wurden beispielsweise Mütter in gesunder Ernährung geschult und erhielten Vitamine und Kalzium für ihre Kinder. Titos Frau Ninfa war eine der ersten, die engagiert teilnahmen, ihre Tochter war gerade ein Jahr alt. Es half, der Bleigehalt im Blut des Mädchens sank. Als sie sechs Jahre alt war, lag er bei 18 Mikrogramm. Heute ist sie 13 Jahre alt und ihr geht es gut, Proben wurden allerdings keine mehr entnommen, da auch dafür das kirchliche Projekt gesorgt hatte, das mittlerweile die Arbeit eingestellt hat. Ninfa schult heute andere Mütter darin, ihre Kinder richtig zu ernähren und hat durch ihr Engagement im Projekt eine Anstellung in der Schulküche bekommen.

Widerstand des Minenunternehmens

Das Engagement der Kirche für die Umwelt in La Oroya stieß auf Widerstand des Minenunternehmens. Das Unternehmen schickte seine Arbeiter vor, unter dem Vorwand, eine umweltgerechte Aufrüstung gefährde Arbeitsplätze. Projektmitarbeiter von „El Mantaro Revive“ wurden beschimpft, bedroht, verfolgt. Die meiste Wut richtete sich gegen Erzbischof Pedro Barreto, den Initiator. Auf dem Höhepunkt der Auseinandersetzungen erhielt er Morddrohungen, Särge mit seinem Namen wurden durch den Ort getragen und das Pfarrhaus, in dem er sich aufhielt, mit Steinen beworfen. Weil

er gegen die Metallhütte in der Stadt sei und für deren Schließung gesorgt habe. „Ich kämpfe nicht gegen das Unternehmen, sondern für das Leben und die Gesundheit der Menschen“, erklärt Erzbischof Barreto, der 2004 zum ersten Mal nach La Oroya kam. Papst Johannes Paul II. hatte ihn zum Erzbischof von Huancayo ernannt, der Provinzhauptstadt, etwa 150 Kilometer von La Oroya entfernt, inmitten eines der wichtigsten Agrargebiete Perus. Denn aus dem Tal des Río Mantaro unterhalb von La Oroya, die auf 3.750 Metern Höhe liegt, kommt das Gemüse für die knapp zehn Millionen Einwohner zählende Hauptstadt Lima und wird von hier aus auch in die ganze Welt verschifft. Das Flusswasser des Mantaro ist aber durch den Bergbau kontaminiert. Früher gab es dort Forellen, heute erkranken immer noch Tiere und Menschen, wenn sie Wasser aus dem Fluss trinken. Als Artischocken aus dem Mantaro-Tal in die EU exportiert werden sollten, wurden in dem Gemüse Schwermetalle festgestellt, berichtet der Umweltingenieur Luís Rafael Samaniego Riquez. „Die Bewohner Limas aßen sie unkontrolliert lange Zeit. Heute sind die Kontrollen etwas schärfer, die Produktion ist in der Folge stark zurückgegangen, auch die anderer Gemüsesorten.“ Da die Menschen nicht mehr von der Erde leben können, wächst in Bergbauregionen die Armut. Was wiederum Kriminalität und Prostitution befördert.

In der Region am Río Mantaro lebt die eine Hälfte der Bevölkerung vom Bergbau, die andere von der Landwirtschaft. Beide konkurrieren um den Fluss, der ein Nebenfluss des Amazonas ist. Wenn die Verschmutzung weitergeht, wird das auch Folgen über die Landesgrenzen hinaus haben. „La Oroya hat in mir den Auftrag eines umfassenden Umweltschutzes geweckt“, sagt Pedro Barreto, der 2018 von Papst Franziskus zum Kardinal ernannt wurde und als Umweltschützer und Verteidiger der Armen bekannt ist. Zeitweise leitete er die Bischöfliche Kommission für soziales Engagement in Peru und vertrat die peruanischen Bischöfe im Lateinamerikanischen Bischofsrat CELAM. Papst Johannes Paul II hatte den Jesuiten 2001 zum Bischof ernannt. Der 75-Jährige ist Mitbegründer und Vize-Präsident des vom Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat unter-

Abbildung Seite 38:
La Oroya war bis zur Schließung dier Metallhütte stark durch Umweltgifte kontaminiert.

Abbildung Seite 39:
Ninfa Cóndor Rupay lebt mit ihrer Familie in La Oroya. Ihr drittes Kind kam mit Schäden durch die Umweltverschmutzung zur Welt.

stützten Amazonas-Bündnisses Repam (Red Eclesial PanAmazónica) und setzt sich so von Huancayo aus für die Rechte der indigenen Bevölkerung und gegen die immer schneller voranschreitende Abholzung des Waldes ein: „Gott hat uns ein wunderschönes Haus gegeben mit allen Ressourcen, damit wir in Frieden darin leben können. Wir müssen uns nur darum kümmern."

Das gilt auch für die Anden, Perus Schatzkammer. Hier befinden sich gewaltige Mineralienlager: Kupfer, Zink, Nickel, Blei, Gold. Bergbau-Produkte sind Perus Exportschlager Nummer eins, La Oroya liegt im großen Bergbauzentrum des Landes. Um die Bodenschätze maximal zu nutzen, vergibt die Regierung nahezu unkontrolliert Konzessionen an internationale Großkonzerne. Neben der Ausbeutung der Ressourcen findet mit der Förderung auch ein Raubbau an der Natur statt, die betroffenen Gebiete sind jahrzehntelang kontaminiert, wie die Bergbauregion Junín, in der La Oroya liegt. Kardinal Barreto forderte die peruanische Regierung und den US-Konzern Doe Run, der seit 1997 das Hüttenwerk in La Oroya betrieb, mehrfach auf, die Emissionen und die Einleitungen in den Fluss zu verringern.

Eigentlich hatte das Unternehmen sich bei der Übernahme des früher staatlichen Betriebs in La Oroya vertraglich dazu verpflichtet, die Anlage zu modernisieren. Denn wenn ein Werk verkauft oder eine Bergbaulizenz erteilt wird, werden von der Regierung Umweltauflagen vorgegeben. Aber das Ministerium, das diese Umweltauflagen setzt, ist dasselbe, das am Ende eine Verlängerung bewilligt. 2006 erhielt Doe Run Perú eine Fristverlängerung für die Installation einer Entschwefelungsanlage. Das geschah nicht, also wurden 2009 die Konten eingefroren und als die Schließung der Anlage anstand, meldete die Firma für das Werk Insolvenz an, baute Druck auf die Regierung auf - und erhielt einen weiteren Aufschub, um endlich die Umweltauflagen umzusetzen.

2012 stellte das Unternehmen die Arbeit in der Metallhütte ein. Sie war 1922 gegründet worden, lange in staatlichem Besitz und eine der wenigen polymetallischen Schmelzhütten in Lateinamerika. Auch ausländische Bergbaukonzerne ließen hier schmelzen, da

Abbildung Seite 40:
Tito Callupe Becerra arbeitet heute in einem anderen Bergwerk, würde jedoch gerne nach La Oroya zurück.

Abbildung Seite 41:
Ninfa Cóndor Rupay kauft für das Mittagessen ein. Das Einkommen der Familie reicht gerade zum Überleben.

dies aufgrund der giftigen Emissionen in ihren Heimatländern oft verboten war. Noch immer arbeiten 70 Angestellte in der Hütte, da sie einfacher zu verkaufen sei, wenn sie noch nicht ganz geschlossen sei, heißt es. Doe Run versuchte es bisher allerdings vergeblich. „Im 20. Jahrhundert war die Produktion unglaublich schnell und mit für damalige Verhältnisse hohem Ausstoß, heute sind die Maschinen einfach zu alt“, erklärt Kardinal Barreto. 2018 bemühten sich die entlassenen Arbeiter mit Unterstützung ihrer Gewerkschaft, die Anlage selbst zu erwerben und die Produktion wieder anzufahren. Doch dies ließ sich nicht verwirklichen. „Jetzt müssen alternative Beschäftigungsmöglichkeiten geschaffen werden, um wenigstens die negativen wirtschaftlichen Auswirkungen zu kompensieren. Die Umweltschäden und Krankheiten zu beseitigen ist so gut wie unmöglich“, sagt Pedro Barreto. Rund 3.500 Menschen waren in dem Werk beschäftigt, und von deren Löhnen leben direkt oder indirekt alle anderen, auch die Straßenhändler und Kneipenwirte.

Eine neue Zukunft ohne die Metallhütte für La Oroya?

Die teure Sanierung von Altlasten und die Schaffung von Arbeitsplätzen bleiben große Herausforderungen. Nach der Schließung der Metallhütte gingen viele Menschen weg, auf der Suche nach Arbeit. Auch Tito musste sich eine neue Beschäftigung suchen. Wegziehen kam für ihn nicht infrage. Schließlich stammen er und seine Familie aus La Oroya. Damals, als es seiner Tochter so schlecht ging, rang er sich zwar dazu durch, umzuziehen. Doch nicht weit. Nur weg aus der unmittelbaren Nachbarschaft der Metallschmelze. Heute wohnt die Familie auf einem Hügel in einem Vorort. Grün ist es hier auch nicht, aber die Luft sei etwas besser. Tito fand Arbeit in einem der vielen Bergwerke in der Umgebung. Allerdings ist es so weit weg, dass er nicht täglich zur Arbeit pendeln kann. Er arbeitet deshalb zwei Wochen am Stück und hat danach ein paar Tage frei zum Erholen. Die Arbeit ist gefährlich, Tito sorgt dafür, dass neu gesprengte Schächte Elektrizität bekommen, Licht zum Arbeiten, und gleichzeitig ist die Arbeit sicher, weil er eine Festanstellung hat. „Das Honorar ist nicht ausgezeichnet, aber es reicht zum Überleben“, sagt er. Wäre es möglich, würde er wechseln. Zurück nach La Oroya, wieder in der Metallhütte arbeiten. Deren Produktion seiner Tochter fast das Leben raubte. „Meine Familie ist das Wichtigste für mich. Es ist schwer, so weit weg von ihnen zu sein und ich möchte nicht, dass auch meine Kinder wegziehen, weil es hier keine Arbeit gibt.“ Tito steckt in einem Dilemma. Sein Sohn hat mittlerweile Nachwuchs und wohnt mit Frau und Tochter auch in dem kleinen Haus seiner Eltern. Die Kleine ist ein fröhliches, gesundes Mädchen. Würde die Metallhütte die Arbeit wieder aufnehmen, könnte sich das ändern. „Ideal wäre natürlich, wenn es hier andere Jobs gäbe“, überlegt Tito leise. So unrealistisch erscheint es ihm.

Ausgezeichnete Lage

La Oroya galt ohne die Hütte als kaum lebensfähig. Heute ist in der Stadt viel los, sie wirkt lebendig. Kinder lachen auf dem Weg zur Schule, Restaurantbesitzer schließen ihre Glastüren auf, Ladenbesitzer ziehen die Rollläden hoch, Straßenhändler schieben ihre Karren vor sich her. „La Oroya hat eine ausgezeichnete Lage. Direkt am Mantaro, in den Anden, nicht weit entfernt vom Regenwald“, der Umweltingenieur Luís Rafael Samaniego Riquez sieht in der Bergbaustadt Potential. Die Lage sorgt bisher dafür, dass die Gastronomie eine der Haupteinnahmequellen der Bevölkerung ist, denn die Verbindungsstraße Lima – Huancayo führt genau durch den Ort, der knapp 200 Kilometer von der Hauptstadt entfernt liegt. Riquez denkt aber weiter: „Hier kommen alle Produkte vorbei, die nach Lima müssen. Früchte, Kakao, Kartoffeln. In La Oroya könnten sie schon bearbeitet werden: aus Kakao wird Schokolade, die Kartoffeln werden konserviert und am Ende exportiert. La Oroya wäre dann ein Verarbeitungszentrum für unsere nachwachsenden Rohstoffe.“ Damit könnten viele Menschen erreicht und nachhaltig Einkommen geschaffen werden, auch in der Landwirtschaft. Die Nachfrage an Produkten aus ökologischer Landwirtschaft steigt auf dem internationalen Markt, auch an Produkten aus Andenregionen. Was braucht es dazu? „Die Unterstützung der Regierung. Die müssten sich endlich dem Problem in La Oroya annehmen und den Blick weg von der Metallschmelze hin auf alternative Einkommensmöglichkeiten lenken. Ich glaube, hier gibt es genug Potential dafür. Man muss es nur wollen.“

Abbildung Seite 43:
Kardinal Pedro Barreto (links) in La Oroya. Der Erzbischof von Huancayo fordert alternative Beschäftigungsmöglichkeiten für die Menschen in La Oroya, die fast 100 Jahre lang von und mit der Metallhütte gelebt haben.